

Sonntag

Der Turm.

Seht! ein Turm hat sich errichtet . . .
 Aus der Lage Schutz und Grauen
 wächst er auf zu Kühner Sicht!
 Und wir sehen Friedenslicht
 auf den blutbeschnittenen Gauen
 und die Mütter und die Frauen
 weinen nicht . . .

Ja, es wird der Schlachtengrund
 neu und freudig wieder sprossen!
 Flüsse gehen ihren Lauf . . .
 Ist das Blut umsonst geflossen?
 Herz der Welt! zerfehlt, zerfossen,
 tu dich wieder gläubig auf!

In den qualerstampften Tagen
 trägt die Welt nur eine Not.
 Darum sei euch dies Gebot:
 Laßt das Herz in Liebe schlagen!
 Ihr seid stärker als der Tod!

Rag Barthel (Argonnen).

Die Idee des ewigen Friedens.

Von Fr. Petrich.

Die Friedensidee hat in diesem Kriege unschätzbare Fortschritte gemacht. Darin liegt unzweifelhaft eine überwältigende Tragik. Denn erst unter dem erschütternden Druck der Tatsachen erhebt sich frei und stark die Vernunft.

Was die deutschen und englischen Staatslenker in jüngster Zeit als die leitenden theoretischen Grundzüge ihrer künftigen Politik verkündeten, ist nichts weiter als die Ueberrahme der Friedensidee, wie sie die führenden Geister der Menschheit seit Jahrtausenden und Jahrtausenden predigten. Da führt eine große Linie von den uralten Religionsstiftern und den griechischen und römischen Weisen zu Herder und Kant, den beiden vornehmsten Vertretern des deutschen Humanismus, und weiter zum modernen Sozialismus und Pazifismus; sie alle haben begeistert das Banner des hehren Kulturgedankens durch die Stürme der Zeiten getragen. Und was bisher als Traum und Utopie erschien und erläutert wurde, namentlich nach den ersten Erfahrungen des Weltkrieges, das schied sich nach den bitteren, tieftraurigen Erfahrungen dieses selben Krieges an, praktische Wirklichkeit in der Staaten- und Völkerpolitik zu werden.

Heute, wo die Völker Europas zwischen Krieg und Frieden wie zwischen Hölle und Himmel stehen, wo es sich darum handelt, Entschlüsse von weltgeschichtlicher Tragweite zu fassen, sei an die klassischen Friedensgedanken des Königsberger Philosophen erinnert. Die kleine Schrift Kants „Zum ewigen Frieden“ enthält trotz zahlreicher Schwächen doch noch Ideen, die in ihrer Klarheit und Konsequenz für die Gegenwart und nächste Zukunft von programmatischer Bedeutung sind. Kant durchdachte das Friedensproblem bis zum äußersten Ziel, deshalb sind seine Denkergebnisse in der einfachsten, unabweisbarsten Form niedergelegt — so einfach und logisch, daß über deren Wichtigkeit kein Streit aufkommen kann. Aber das brachte es auch notwendigerweise mit sich, daß Kant noch weiter über seine Zeit hinausging als andere Verfechter des Friedensideals, daß seine Forderungen nur in der Zukunft realisiert sein konnten. Kurzschichtige Geister verachten und verhöhnten jegliche Zukunftsidee als Utopie, Traum, hohle Phantasie, während tatsächlich der Menschheit tiefstes Sehnen darin zum Ausdruck kommt. So erging es Kant, das selbe Schicksal hatte die gesamte Friedensbewegung.

Traum! Phantasie! Utopie! Wohlan dem — wir sehen Kants ersten Satz hierher: „Es soll kein Friedensschluß für einen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden.“ Und es heißt erläuternd weiter: „Denn alsdann wäre er ja ein bloßer Waffenstillstand, Aufschub der Feindseligkeiten, nicht Friede.“ Kant die erste Vorbedingung eines dauernden Friedens kürzer und erschöpfender formuliert werden? Hat der Satz heute nicht noch viel mehr Wirklichkeitswert als zur Zeit seiner Niederschrift, vor dem Basler Frieden? . . .

Nicht minder aktuell ist der zweite Programmsatz: „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung, erworben werden können.“ Kant begründet das kurz und bündig: „Ein Staat ist nämlich nicht (wie etwa der Boden, auf dem er seinen Sitz hat) ein Patrimonium. Er ist eine Gesellschaft von Menschen, über die niemand anders, als er selbst, zu gebieten und disponieren hat. Ihn aber, der selbst als Stamm seine eigene Wurzel hatte, als Proporz eines anderen Staates einzuberleiben, heißt seine Existenz als einer moralischen Person, aufheben, und aus der letzteren eine Sache machen, und widerspricht also der Idee des ursprünglichen Vertrags, ohne die sich kein Recht über ein Volk denken läßt.“ Kant verwirft weiter die stehenden Heere, „denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg“; ferner sollen „keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshandlungen gemacht werden“, weil auch sie in der Regel eine Kriegsurache von eminenter Bedeutung sind.

Die notwendigen Voraussetzungen eines dauernden Friedens weiter begründend, fordert Kant den republikanischen Staat; ohne diese Garantie, die eigentlich der Angelpunkt aller anderen Einrichtungen ist, kann das große Ziel nicht gesichert werden. Mit knappen, inhaltreichen Sätzen präzisiert

der Philosoph seine Gedanken: „Wenn (wie es in dieser Verfassung nicht anders sein kann, die Bestimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, um zu beschließen, „ob Krieg sein solle oder nicht“, so ist nichts natürlicher, als daß, da sie alle Drangale des Krieges über sich selbst beschließen müßten (als da sind: selbst zu sechten; die Kosten des Krieges aus ihrer eigenen Habe herzugeben; die Verwüstung, die er hinter sich läßt, kummerlich zu verbessern; zum Uebermaße des Uebels endlich noch eine, den Frieden selbst verbitternde, nie (wegen näher immer neuer Kriege) zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen) sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen: Da hingegen in einer Verfassung, wo der Untertan nicht Staatsbürger, die also nicht republikanisch ist, es die unbedenklichste Sache von der Welt ist, weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigentümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten und dergleichen durch den Krieg nicht das mindeste einbüßt, diesen also wie eine Art Luftpartie aus unbedeutenden Ursachen beschließen und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Korps die Rechtfertigung desselben gleichgültig überlassen.“ Treffen auch einige politische Einrichtungen, die Kant kritisiert, für den modernen Staat nicht mehr zu, so sind hingegen die wirtschaftlichen Uebel der kapitalistischen Wirtschaft noch erheblich schlimmer geworden. Aber im Prinzip gilt heute noch dasselbe wie zu Kants Zeiten.

Kant fordert ferner ein gesichertes Völkerrecht, und darüber hinaus als Krönung das Weltbürgerrecht. Das bisherige Völkerrecht „als eines Rechts zum Kriege“ wird einer vernichtenden Kritik unterworfen und neu formuliert.

Der trockene Zweifler ohne Glauben und Hoffnung wird abermals überlegen sagen: Traum, Phantasie, Utopie! Sieh doch die Kriegswirklichkeit! Jawohl — die Kriegswirklichkeit! Ihrem zervühlten, blutenden Schoß wird die junge Friedenssaat entsprossen. Der Friede ist reif in Europa und in der Welt. Die beispiellose Unfruchtbarkeit, die übermenschliche Not, der millionenfache Tod dieses Krieges sichern dem Frieden den überwältigenden Sieg. Diesem Gedanken mußten sich in der Theorie Bethmann Hollweg, wie Asquith, Grey und Wilson beugen. Haben Staatsmänner je so über Völkerrecht und internationale Verständigung geredet? Früher, vor der Weltkataklyse, nahm man solche Dinge auf die leichte Achsel, unter der Bucht weltgeschichtlicher Geschehnisse werden sie zum rettenden Anker. Erst kam die neue Erkenntnis, durch die harte Wirklichkeit unverrückbar in die Köpfe gehämmert, zag und zögernd zutage, dann offener und nachdrücklicher — morgen schon kann sie ihr einigendes und erlösendes Band um die Völker und Länder schlingen.

Aber nicht nur die Tatsachen, den ehernen Gang der Dinge sollen wir für die große Sache wirken lassen. Die Völker selbst müßten ans Werk gehen, jetzt und zukünftig die Ereignisse überwachen und gestalten, daß nicht schwarze Nächte den Sonnenaufgang verdunkeln.

Die Gretchentragödie — und ihr Ende.

Von Gertrud David.

Das Mittelalter ist so recht eigentlich die Zeit der Tragödie der unehelichen Mutter.

Das sinnlich-heitere Altertum hatte, wenn es auch die Form der gebundenen Ehe gekannt hatte, dennoch einer menschlich-freieren Auffassung des unehelichen Geschlechtsverkehrs und seiner Folgen gehuldigt. Der asketische, weltabgewandte Geist des Christentums, der in seiner extremen Verzerrung schließlich zu einer Verneinung aller Lebensfreude gelangte, hätte am liebsten alle Menschen zum Zölibat verdammt, wenn damit nicht die unangenehme Nebenwirkung eines baldigen Aussterbens des Menschengeschlechtes verknüpft gewesen wäre. So mußte man denn die Beziehungen zwischen Mann und Frau gestatten, aber diese Verbindungen sollten sich wenigstens nur innerhalb des heiligen Sakramentes der Ehe vollziehen und auch hier nur dem höheren Zwecke der Fortpflanzung dienen. Alle Verdammnis und alle Schmach aber wurde auf das Haupt des unglücklichen Weibes gehäuft, das dem Gott in seiner Brust mehr gehorcht hatte als den Sagenungen der Menschen, daß sein Vertrauen mit seiner Liebe verschenkt hatte.

Gewiß, auch der „Verführer“, der ein unbeholtenes Mädchen „geschändet“ hatte, wurde bestraft, aber nicht in entehrender Weise. An den Pranger auf offenem Marktplatz, auf das Armsünderbänkchen in der Kirche kam nur das Mädchen. Aus der anständigen menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, von keinem braven Namen mehr zur Frau begehrt — „darüber kommt kein Mann hinweg“, sagt Leonhard noch in Hebbels „Maria Magdalena“ —, blieb ihr nur die Wahl zwischen Selbstvernichtung oder Untergang in der Schande, im Dimentum.

Die härteste und ungerechteste Strafe aber traf das Weib, das an all dem Vorgefallenen doch gewiß am allerschuldigsten war: das uneheliche Kind, das, mit dem entehrenden Namen eines „Bänklers“ belegt, den Makel seiner Geburt durchs ganze Leben schleppte. Darfen wir uns wundern, wenn das „gefallene“ Mädchen, um all diesem Jammer und dieser Not zu entgehen, das heimlich geborene Kind, das lebendige Zeugnis seines Fehltritts erwürgt, und so zur Kindesmörderin wird? Die Gretchentragödie, die ihren unsterblichen Ausdruck in Goethes Meisterwerk gefunden hat! Das holde unschuldige Geschöpf, das ganz Liebe, Hingebung und Vertrauen ist, das gar nicht anders handeln kann und darf als es handelt und das dafür alle Tiefen des Glends durchmessen muß, bis es in seiner Dual schließlich zur Verbrecherin wird. „Der Menschheit ganzer Jammer saßt mich an!“ stöhnt Faust, überwältigt von der grausamen Tragik dieses Schicksals, für das er verantwortlich ist.

Wie Ungezählte haben die Gretchentragödie durchlebt und wie viele durchleben sie heute noch! Ist nicht das Dienstmädchen, die Arbeiterin, die heimlich entbindet, ihr Kind erdroffelt und beseitigt, eine ständige Rubrik in unseren Zeitungen? Gewiß: den Pranger und das Armsünderbänkchen haben wir nicht mehr, aber auch heute noch trifft die uneheliche Mutter und ihr Kind die Geringschätzung, die Misachtung der großen Masse der Herzlosen oder der Gedankenlosen. Wie viele finden auch heute nicht mehr den

Weg da heraus zu einem neuen Dasein in innerer Kraft und Unabhängigkeit. Wie viele gerade der Besten und am feinsten Organisierten zerbrechen an diesem Erleben, gehen zugrunde, verschwinden.

Und wenn es sich nur um die moralische Kraft handelte! Aber man denke, was es für ein armes Dienstmädchen, eine schlechtbezahlte Arbeiterin heißt, noch ein Kind mit durchzuschleppen, wenn, wie es ja häufig genug der Fall ist, der Vater seinen Pflichten nicht nachkommt! Wie klein und leicht getan ist da der Schritt zum Dimentum, das, wenigstens im Anfang, leichten, mühelosen Erwerb verspricht. Liebe — Verführung — uneheliches Kind — Prostitution —, das ist ja so der typische Entwicklungsgang!

Diesem Mad in die Speichen zu fallen, es herumzuwerfen, daß es den Lebenswagen statt in den Abgrund wieder auf glatter Straße vorwärts oder zu freier Höhe aufwärts rollt, das ist eine der schönsten und größten Aufgaben, die die moderne Sexualreform und Sozialpolitik zu erfüllen hat. Die Mutterschaft, die von den Poeten aller Zeiten als das Höchste und Verehrungswürdigste gepriesen worden ist, und die in der Praxis zu einer Schande und einem Fluch wird, wenn sie nicht auf gefestigter abgestempelter Grundlage erworben ist, soll wieder zu einer Quelle der Freude, der tiefsten Befriedigung und Erfüllung für jede gesund empfindende Frau werden. Keine Mutter soll mehr in Verzweiflung, um Not und Schande zu entgehen, zu dem entsetzlichen Verbrechen greifen, das die Natur kennt: zum Mord am eigenen Fleisch und Blut.

Dazu gehört viel große und kleine, viel ideale und praktische Arbeit. Gewiß, vollkommen kann das Mutterschaftsproblem zusammen mit dem gesamten Sexualproblem, von dem es ja nur eine Teilfrage ist, nur in einer sozialistisch organisierten Gesellschaft gelöst werden, sofern die von Fall zu Fall verschiedenen, rein persönlichen Teilfragen dieses Problems überhaupt eine restlose Lösung zulassen. Aber in diese Zukunft springen wir nicht hinein, sondern sie muß wie jede andere schrittweise der Gegenwart abgerungen werden.

Eine besonders wertvolle Arbeit auf diesem Gebiete leistet seit Jahren die Mutterschaftsbewegung, die, von Dr. Helene Stöcker ins Leben gerufen, für dieselben Ideale kämpft wie der Sozialismus. Mit vollem Rechte legt diese Bewegung einen besonderen Nachdruck auf die Revolutionierung der Köpfe, auf den Umsturz der landläufigen sexuellen Moralbegriffe, denn aus einer solchen Umwälzung muß sich alles Weitere von selbst ergeben. Sie tritt dabei nicht, wie ihr das von ihren Begnern — genau wie von Sozialisten — nachgesagt wird, für eine sexuelle Zügellosigkeit, für eine Verwilderung der Sitten ein. Ganz im Gegenteil! Wer für den Wert eines Liebesverhältnisses nicht die äußere Form, sondern allein den seelischen Inhalt, den Grad der gegenseitigen Liebe und Achtung als ausschlaggebend erachtet, wer wünscht, daß jede Liebesbeziehung von einem starken Gefühl der Verantwortung der beiden Partner nicht nur gegen einander, sondern auch dem etwa kommenden Dritten gegenüber getragen werde, der erniedrigt nicht diese Beziehung zu einem Akt flüchtiger tierischer Begierde, sondern der hebt sie in eine höhere, vergeistigtere Sphäre. Auch der Wert der unehelichen Mutter kann nur an diesem Maßstabe gemessen werden. Wenn eine solche Mutter voll rührender Pflichttreue für ihr Kind sorgt, sich selbst Entbehrungen aller Art auferlegt, damit es das Kleine nur recht gut habe, wie man dies häufig genug selbst bei Mädchen erlebt, die die Beziehung zu dem Manne ziemlich oberflächlich und leichtfertig aufgefaßt hatten, dann steht es in der Tat unendlich viel höher als manche ehrbar verheiratete Frau, die die Mühen und Sorgen der Mutterschaft möglichst auf fremde Schultern abwälzt, um anderen, weniger ermüdenden Pflichten nachzukommen. Ist erst einmal diese Auffassung Allgemeingut geworden, dann kann von einer moralischen und gesetzlichen Kinderbeverteilung des unehelichen Kindes indes nicht mehr die Rede sein.

Wir sind ja heute schon ein ganzes Stück über den Zustand absoluter Rechtlosigkeit des unehelichen Kindes hinaus. Wenn auch das Bürgerliche Gesetzbuch noch den wunderlichen Satz kennt, daß der uneheliche Vater und sein Kind nicht miteinander verwandt sind, so legt es diesem Vater doch bereits ein ganz Teil von Pflichten auf. Gerade der Krieg hat ja einen sehr erfreulichen Fortschritt in der Gleichstellung der unehelichen Mütter und Kinder mit den ehelichen gebracht. Zum Teil auf Anregung des Bundes für Mutterschutz hin wurde die Kriegswohnehilfe auch auf uneheliche Mütter ausgedehnt, wenn der im Felde stehende Erzeuger sich zu einer Vaterschaftsanerkennung bereitfinden ließ, und für den gleichen Fall wurde auch dem Kinde dieselbe Kriegszustützung zugewilligt wie dem ehelichen. Die Petition des Bundes, die unehelichen Kinder auch in die Hinterbliebenenunterstützung einzubeziehen, harret noch der definitiven Erledigung. Immerhin ist doch bereits so viel erreicht, daß uneheliche Kinder von gefallenem Kriegsteilnehmern die zugewilligte Rente bis zur Beendigung des Krieges weiter beziehen dürfen.

Alle Moral ist ja letzten Endes utilitarisch (Zweckmäßigkeitsethik). Der hohe Wert, den das einzelne Menschenleben gerade als Folge der fürchtbaren Menschenvernichtung durch den Krieg erhalten hat und der auch das uneheliche Kind als wertvollen Zuwachs zum Nationalreichtum an Menschen betrachten läßt, wird auch zu einer Prüfung der Stellungnahme gegenüber der unehelichen Mutter führen, hat zum Teil schon dahin geführt, wie diejenigen bestätigen, die auf diesem Gebiete arbeiten. So werden die von der Mutterschaftsbewegung in Uebereinstimmung mit der sozialdemokratischen Partei erhobenen Forderungen nach einer Ausdehnung der Mutterschaftsversicherung auf alle Mädchen und Frauen, ja vielleicht sogar die in ihrer Verwirklichung schon ein Stück Zukunftsstaat darstellende Forderung einer staatlichen Rente für alle Kinder, nach dem Krieg voraussichtlich einen besonders günstigen Boden finden.

Neben dieser Arbeit im großen leistet der Bund ein wichtiges Stück Gegenwartsarbeit in seinen Mutterschaftsheimen und Beratungsstellen, wie sie nahezu in jeder Stadt, in den Ortsgruppen existieren, geschaffen worden sind. Viele Laufende von Frauen haben hier in ihrer schwersten Zeit einen Rückhalt, eine Vertretung ihrer Interessen und einen Schutz gefunden. Freilich muß diese Arbeit, wenn von

*) Das Heim der Berliner Ortsgruppe befindet sich Uhländstraße 134.

privater Seite geleistet, immer nur Glückseligkeit bleiben, kann sie immer nur den Wert eines Vorbildes haben. Sache des Staates, wenn es ihm um die Erhaltung von Kinderleben wirklich ernst ist, oder in diesem Falle noch richtiger der Kommunität, ist es, in allen größeren Städten solche Anstalten zu schaffen, die die jungen Mütter bis zur völligen Wiederherstellung ihrer Kräfte aufnehmen.

Nicht zu unterschätzen ist auch die Arbeit, die in den Kunst- und Beratungsstellen des Bundes geleistet wird. Es liegt auf der Hand, daß das junge Mädchen aus dem Volke nur selten unterrichtet ist über die Ansprüche, die sie an den Vater ihres Kindes und an die Gesellschaft hat und über den Weg, auf dem diese Ansprüche zu verwirklichen sind. Manche scheut sich ja auch aus leicht erklärlichen Gründen, mit Ansprüchen an den Mann heranzutreten, dessen Liebe sie sich nicht verschätzen will, in dem sie vielleicht immer noch den künftigen Gatten, den Reiter ihrer Ehre und der ihres Kindes sieht. Sache der Beratenden ist es da, in taktvoller, von Fall zu Fall individualisierender Weise den Mann zur Erfüllung seiner rechtlichen Verpflichtungen heranzuziehen und ihn auf seine moralischen gegenüber Mutter und Kind hinzuweisen.

So baut sich aus größerer und kleinerer Gegenwartarbeit ein Stück Zukunft auf. Noch ruhen in unsere so aufgeklärte Zeit hinein mittelalterlich-düstere Anschauungen über die unheilige Mutter und das unheilvolle Kind. Aber schon hat sich der Horizont gelichtet und wir sehen die Zeit kommen, die keine Tragödien mehr kennen wird.

Schaufenster.

Kindererinnerungen von Karl Röttger.

„Es ist ein tiefes Wort: Ihr sollt wie die Kinder werden — und schwer zu verstehen. Und wird oft mißverstanden. Denn anders werden — weiter, umfassender, neu werden — fühlt so oft der Mensch als ein Aufgeben seiner selbst. Und das ist es doch nicht. Ist nur: Ausdehnen seiner Seelenhülle. Oder im anderen Bild: Ueberwindung der Enge der Heimat, Hinausträgen der Heimatgrenzen — ein über die Enge der Heimat Hinauskommen, ein Kennenlernen; ein Umsehen im Leben.“

Ich bin die letzten Wochen so oft an Schaufenstern vorbeigekommen, habe wohl mal hingesehen und bin weitergegangen. Ich habe die ersten Weihnachtssachen gesehen und bin weiter gegangen. Ich habe kaum daran gedacht, daß in so kurzer Zeit schon Weihnachten ist. Ich war immer wie in Gedanken; meine Seele war gefangen oder schlafend. So ist das Leben. Wir gehen wie geblüht, und die Augen des Leibes sehen immer anders als die Seelenaugen.

Es ist etwas im Leben vom Anbeginn: das Graue, das Trübende, das Ringende. Man hat so viel zu bedenken; da sind Pflichten und Notwendigkeiten des Luns und Lebens — und doch ist das Alles nicht das Wesentliche... „Ueber allen Dingen dieser Welt liegt der Rauch der Schwermut, und die Sonne scheint durch trübes Grau.“ sagt ein Dichter. — So ging ich an den Schaufenstern vorbei, überfah die Kinder, die da manchmal standen und miteinander sprachen. Aber neulich, an einem Adventsonntag, bin ich in der Dämmerung spazieren gegangen. Zweiflos, ziellos... Bloß um einmal draußen zu sein — da blieb ich vor einem Schaufenster stehen, wo Kästen mit Lichtern und Christbaumschmuck standen, mitten ein geputzter Tannenbaum darauf! Da stand ich erst in Gedanken — dann kam's plötzlich wie ein Erwachen. Meine Augen gingen an zu glänzen, ich sah, staunte, sah immer mehr hin. Und zuletzt merkte ich, daß da noch ein paar Kinder standen, die sich von Weihnachten mit leisen Stimmen erzählten und schauten.

Dann ging ich weiter und fing an zu denken. Und es war, als ginge ich nun wo hinein. Es war etwas aufgemacht, die Tür, da war ich eingetreten und war nun drin. Eine Welt in dieser Welt. Ich fühlte, man mußte das Glück haben, daß die Tür aufging. Und im Gehen versank ich in mir selber und entschwand dieser Welt.

Schaufenster. Schaufenster. Wie viele habe ich in meinem Leben gesehen und vergaßen. Und welche Gefühlskomplexe und ungeheuren Erlebnisse bedeuteten sie einst. Schaufenster:

An einem Sommerabend.

Skizze aus Flandern von Thiel Ruyffe.

Mit einem Bäcklein in der Linken und seinem Kröschel in der Rechten folgte Van Thuljine einsam mit weitem Tritt der schnurgetraden, von Linden umschäumten gepflasterten Straße, die, hoch wie ein Delft, mitten durch die unerschöpflichen Wiesen gleit und das Dorflein N. mit der Stadt G. verbindet. Die im Purgurgang untergehende Julisonne beschien ihn von der Seite und ließ bei jedem Schritt seinen riesigen schwarzen Schatten zwischen den unbeweglichen, gleichfalls ins Riesenhafte ausgehöhlten Schatten der Lindenstämme voranschleichen. An seinem Neuheren erkannte man in ihm den fetterglühend gefärbten Arbeiter; aus dem glücklichen Ausdruck, der aus seinem runden, gemächlichen Gesicht strahlte, konnte man entnehmen, daß er zu irgendeinem Feste oder Vergnügen ging. So war es in der Tat: er ging zur kleinen noch der großen Stadt G., wohin ihn seine verheiratete Alleine Tochter eingeladen hatte.

Heiter war sein Sinn. So manche Jahre hindurch war sein Lebenslos so rauh gewesen; so manche Jahre hindurch hatte er geschuftet und geschuftet, ohne jemals, selbst des Sonntags, einen vollen Tag der Ruhe und Erholung zu genießen; jetzt aber, da seine Kinder groß wurden und ihm alle so müßig bestanden, fing er doch an zu hoffen und zu glauben, daß seine gute Frau und er ein friedliches, sorgloses Alter würden genießen dürfen.

Was es nicht schon als ein Anfang der wohlverdienten Belohnung, als das Morgenrot eines friedlichen und glücklichen Daseins zu betrachten — diese drei Ferientage, die er in der großen Stadt zubringen würde! Gott, drei Tage! Es war demnach nicht zu glauben! Er erinnerte sich nicht, nein, sein ganzes Leben nicht, drei volle Tage untrübe zubracht zu haben.

Sein rundes heiteres Gesicht hatte sich bei diesem Gedanken mit einem breiten Lächeln überzogen. Ah, er wußte wohl, wie er so anwenden wollte, diese drei Tage. Jeden Morgen, die Hände wuschig in den Taschen verreckt und die Zigarre, ja, ja, die Zigarre im Munde, ein Besuch in all den Kneipen des Viertels, ein Kartenspiel hier, ein Kegelspiel dort, dazu eine Anzahl ledere Schläppchen getrunken; um ein Uhr zurück in Romanies Wohnung, ganz aufgedrückt und erquickt, vielleicht auch ein wenig angefaßt, aber nicht zu viel, gerade genug, um als ein glücklicher Romanies unerreichte Suppe mit Mößchen und ihr so unaussprechlich schmackhafte Hindischein genießen zu können. Und dann, nach dem Mittagsschlaf, der lange, gemächliche Spaziergang mit Romanie,

lauter Ausblide aus dem Kinderleben in: Freude, Schönheit, Buntheit des Fremden. Nun macht diese Vorausahnung des kommenden Festes, daß mir so viel wieder einfallt von dem, was einst war und geschaut wurde.

Als Kind habe ich das oft erlebt. Mit einem Male war die Zeit da, Advent, vier Wochen vor Weihnachten. Dann gingen mit einem Male die Bäder an, Männer, Schafe, Sternchen zu baden. Und sie standen dann in den Fenstern ihrer Läden. O Kleinstadtswelt! Bäder Böhm und Bäder Bismar, die wohnten beide dicht nebeneinander. Der eine baute besonders die glänzenden braunen Pferde, Männer und Frauen. Die hatten im Kopf zwei Korintben (die Augen), eine Kofine darunter (die Nase) und darunter noch eine Querreihe Korintben (der Mund) — und den ganzen Bauch herunter noch eine lange Korintbenreihe: die Knöpfe. Ich bin dann gern festgebunden, die Kerle gefielen mir so gut. Der andere aber baute vor allem die Anislämmchen, ein trockenes, knuspiges Gebäud. . . .

Es lag dann etwas in der Luft, wenn diese Dinge im Schaufenster standen. Ich sah sie stehen, wenn ich zur Schule ging. Am Abend vor dem Jubeltage stellten wir dann ganz gewiß unsere Schuhe zum ersten Male im Jahre vor's Fenster, auf daß wir darin am anderen Morgen darin etwas von den schönen Sachen fänden. Und dann wußten wir, die anderen Geschäftsleute machten nun auch bald ihre Schaufenster anders. Der Buchbinder, der auch allerhand Spielsachen und Nippesachen verkaufte, der Goldarbeiter, der zu Weihnachten immer noch außer seinem Goldwarenlager einen Laden mit Baumschmuck, Puppen, Masken, Lokomotiven, Bilderbüchern und Laterna Magica's machte.

Die ersten Spätherbstabende, da ein leiser, weißer Nebel die Straßenlaternen der Kleinstadt so matt umhing, waren so schön. Da gingen wir Kinder von einem Schaufenster zum anderen. Die ganze Langstraße hin — o, es war schön, einfach dies Schauen als Kind auskosten zu können. Man dachte noch gar nicht daran, was man sich wünschen sollte zu Weihnachten — dazu war Weihnachten ja noch zu weit. Es war einfach Freude an den Fenstern, an den Auslagen, ein ganz besonderer Stimmungsgehalt. Freilich auch schon Vorausahnung einer Freude, die unsehbar kommen mußte. So ein Fenster war eine Einheit, es mochte zusammengestellt sein, wie es wollte. Es war eine Welt für sich. Die Messer, Waffen, Laternen, Lampen beim Klempner, die Chinesen inmitten von Tee, Zucker, Schokolade, Kafes beim Kolonialwarenhändler; der ganz in weißen Pelz gekleidete Mann beim Manufakturwarenhändler (vielleicht hatte er noch ein paar Tannenzweige in der Hand). Das Regiment Puppen, die Bilderbogen, Bücher, die Spieldosen, Helme, Gewehre, Säbel, Schaufelpeerde beim Buchbinder und beim Goldarbeiter. So gar der Uhlraden und der Schuhmachereiden wurden um diese Zeit angesehen. — Als wären nun im Kinderleben eine Masse Fenster aufgetan nach draußen, und man sähe Ausschnitte aus einer größeren, schöneren Welt: so war das. Denn alle diese Schaufenster waren doch nur erst Anfänge von unendlich schönen Lebensmöglichkeiten — sie waren die Türen dahinein. Der Erwachsene der Großstadt hat vielleicht noch ein letztes Restchen dieser Schaufensterfreude behalten. Aber nur vielleicht. Der fürchterlich große Erlebnis- und Gefühlsgehalt der Kinder fehlt ihm wohl meist. Vor allem auch die Freude an den bescheidenen Schaufenstern, an den kleinen Läden. Ich habe vor größten Warenhäusern gestanden, vor größten Spezialgeschäften und habe doch nicht wieder so träumen können wie damals in der Kindheit vor den Läden der Kleinstadt. Das war die Freude am Kleinen, die Schönheit der kleinen Verhältnisse. Später, als Zwanzigjähriger, ist mir's zum Bewußtsein gekommen: wie bescheiden die Schaufenster und Läden waren. Und waren wir damals doch so viel näher als heute.

Es war die Zeit, da ich ins Geldedorf verschlagen wurde. Da hatte ich bei einem Gastwirt mein Essen. Der handelte zugleich mit Brot, Mehl, Kolonial- und Eisen- und Manufakturwaren. Der Laden aber war, trotz dieses Bielerlet an Sachen, ziemlich klein an Raum und Inhalt. Die meisten Sachen standen auf der großen Diele herum. Und das Schaufenster war dürftig, sehr dürftig. Es wurde nicht viel dafür getan. Nur daß vor Weihnachten als leise Andeutung auf's Fest ein paar Weidmänner drin waren und zwischen

ihrem Mann und den Kindern, der Besuch der Volksspiele des Viertels, der Genuß der Musik in den Kiosken, das Aufsteigen der Luftballons, und abends, mitten in den schwarzen Gewimmeln der Tausende von Zuschauer, die feinsten Illuminationen und das prächtige Feuerwerk! O, es würde herzlich, entsagend sein! Wie schade, daß die Mutter nicht hatte mitkommen können! Aber man kann doch das Haus und die Kinder nicht allein lassen; das nächste Mal wird sie an die Reihe kommen. Und mit vor unschuldiger Freude strahlendem Gesicht schreit er immer flinker auf der schnurgeraden Straße dahin, wobei sein noch mehr verlängertes Schatten zwischen den unbeweglichen, ebenfalls verlängerten Schatten der Linden voranschleht; bald rückt er die Erde auf den Smaragdteppich der Wiesen, auf dem die roten und weißen Klee im Glang der untergehenden Sonne wie goldene und silberne Flecken bedeckt, dann geradeaus auf das in der Ferne ansehnlich zusammenschrumplende Ende der Straße, hinter dem sich, in einen wunderlichen mächtigen Knauf gehüllt, schon unklar die Umrisse der Vorstadt zeigen.

Plötzlich rief ein entsetztes aber unheimliches Geräusch, in das sich schnell näherkommendes Mädderasseln mischte, Van Thuljines Aufmerksamkeits auf sich.

Er schaute sich um und gewahrte ein Gespann, das in toller Hast daherkam und ihn bald eingeholt hatte. Er blieb stoff wie ein Pfahl am Straßenrand stehen, mit einem Ausdruck instinktiver Angst auf dem Gesicht und mit dem Gefühl, daß etwas Außergewöhnliches, vielleicht etwas Schreckliches geschehen würde.

Sein erster Gedanke war, daß das Pferd — ein kleiner Klumpen — durchgegangen sei. Aber der Anblick einer Weibliche, die sich unaufhörlich, unaufhörlich unter dem Karrendach kläffend hervorhüllangelte, und eines Klumpens, eines roten länglichen Klumpens, der mit einem Strich an der Wagnachse festgebunden war und auf dieser tollen Fahrt auf dem Pflaster mit fortgeschleift wurde, änderte seine Meinung, während das anhaltende, immer unheimlicher klingende Geheul ihn Schreckliches ahnen ließ. Er trat einen Schritt vor und sah mit entsetzten Augen auf das fürchterliche, näherkommende Bild.

Als der Wagen nur noch dreißig Meter entfernt war, sah und begriff er alles. Das kleine Pferd, das schäumte, wie er noch nie ein armes Tier hatte schäumen sehen, wurde von einem Rohling, der in dem Karren saß, fortgepeitscht; und der Klumpen, der längliche, rötliche Klumpen war ein Hund, ein großer gelber Hund, der, mit zusammengebundenen Beinen und mit einem Strich um den Hals am Wagen befestigt, heulend und blutend auf solch abschreckliche Weise mitgeschleift wurde.

einigelt Christbaumschmuck und Kafes ein paar Tannenzweige. Ein Paar Saltschabe hingen an einem bunten Band vor der Scheibe. Unten an der vorderen Port standen ein Paar Holzschuhe und mehrere Paare Filzpantoffeln. Aber ich wußte, wie Kinder davor gestanden haben! Meine kleinen Freunde aus dem Lehrerause, die Dorfjungen und Dorfmadchen aus der Nachbarschaft. Ach, ein Stöhnen und Erzählen war das — ich habe dann wohl im Finstern an den dunklen Dezemberabenden heimlich hinter ihnen gestanden und habe geborcht, gehorcht — da hab ich wohl noch fast fühlen können wie als Kind, da war ich meiner Jugend wohl noch näher. . . .

Aber wie kann man soviel vergessen? Wie kann einem der Duft dieser Stimmung verfliegen, verdampfen? Ich grübele den ganzen Weg an dem Adventsonntag, da mir all dies eingefallen ist. Das Geheimnis des allmächtigen Altwendens hat mir kühl ans Herz gefaßt.

Und nur von ferne bekomme ich noch alle die Erlebnis- und Gefühlsmöglichkeiten wieder, die ich als Kind hatte. Das Gemisch von Freude, Erwartung, Schaulust, Glaube, Liebe und Wunderfertigkeit. . . .

Ein Antwortbrief.

Der Magdeburger Arbeitersekretär Gustav Krüger hat seine gemischt in der Magdeburger „Volkstimme“ abgedruckten Briefe aus dem Felde gesammelt herausgegeben: Der Sozialist an der Front. (Verlag von W. Pfannschuch u. Ko.) Der Titel besagt nicht zuviel: der schlichten Natürlichkeit der Darstellung gefällt sich überall die sozialistische Auffassung der Dinge.

„Du irrst Dich, wenn Du aus meiner vielleicht etwas ernst gehaltenen Karte entnehmen kannst, daß mich Dein „aberner“ Brief verstimmt hätte, weil Du darin von Euren alltäglichen Dingen gesprochen hast. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Ich könnt Euch ja keine Vorstellungen machen, welche seelische Torturen wir hier durchmachen müssen. Von den überirdischen Strapazen ganz zu schweigen. Da sind diese schüßnen Nachrichten, die von den gemöhnlichen Herzangen des täglichen Lebens erzählen, alles weniger als abern. Sie sind eine Erquickung und geben Aufschluß über die niedrigverordneten heimatischen Verhältnisse, in die man sich so sehr zurückzieht mit dem inbrünstigen Wunsche auf baldigen Frieden. Ihr dürft aber nicht erwarten, daß wir in derselben Weise schreiben sollen. Wir haben hier nichts, an das die Feindschaft sich ergreifen oder gar sie hervorrufen könnte. Nur das Willkürgefühl ist es, das uns diese Fruchtbarkeiten entgegen läßt. Du weißt, daß ich als überzeugter Sozialist die Entwicklung des Menschen und des Menschengemins anstrebe. Und hier ist alles auf die Vernichtung des Menschen angelegt — und ich muß mitleiden. Aber nicht nur mitleiden, sondern ich fühle mich auch verpflichtet, mitleidig wendenden Kameraden die Notwendigkeit unserer harten Pflicht vorzustellen. Es wäre auch geradezu fürchterlich, wenn ich noch das Bewußtsein haben müßte, unsere Regierung hätte den Krieg verschuldet oder den Frieden verzögert. Und wie oft fällt nicht ein hartes Wort, ein schwacher, aber glücklicherweise unberückelter Vorwurf gegen die Regierung. Die einfache Vorstellung, daß zum Friedenmachen zwei gehören, und daß höher nur die deutsche Regierung ihre Vereitwilligkeit dazu erklärt hat, genügt meistens schon, die Kameraden zu veranlassen, sich in ihr hartes Geschid zu fügen. Aber auch die Tatsache, daß die Feinde immer noch nicht von dem Gedanken der Vernichtung und Unterdrückung Deutschlands ablassen, erfüllt sie mit stiller Resignation und stumm und entschlossen sagen sie sich: leider müßt du, weil die Feinde dich dazu zwingen. Und so ist es, und keine Aussicht, daß eine Aenderung oder ein Umstich in absehbarer Zeit eintritt. Dieser Kampf ist der größte, den die Ungerechtigkeit gegen die Gerechtigkeit führt. Er muß ausgefochten werden, so schwer und so lang er auch sein mag.“

Das sind die Gedanken, die einen ohne Unterlaß beschäftigen und die Umgebung sorgt für eindringlichen Anschauungsunterricht dieses Kampfes, der eine todernste Stimmung nicht weichen läßt. Man kann alles das, was man hier an Schrecklichem zu sehen bekommt, gar nicht beschreiben. Dabei befriedigen mich auch alle meine Veröffentlichungen nicht, denn Worte haben für den, der nicht weiß, was für fürchterliche Dinge dahinterstehen, immer nur Unterhaltendes und Interessantes. Und alle Innenrennungen, die mir reichlich zufließen, freuen mich daher gar nicht so recht. Meine

„Halt ein!“ rief er plötzlich Van Thuljine, indem er wie ein rasendes Stief und Päckchen wegwarf und sich dem Pferde entgegenstürzte.

Er wurde eine Strecke weit mitgeschleppt und erhielt einen furchtbaren Weichschluck ins Gesicht, eine Stimme tobte und suchte und überläute noch das anhaltende, furchtbare Geheul des Hundes.

„Los! Laß los oder ich schlag Dich tot!“

Aber Van Thuljine war, von einem unwiderstehlichen Trieb übermann, plötzlich wie toll geworden. Er kannte sich selber nicht mehr; er wußte nicht mehr, was er tat; er sprang gegen diese Stimme, er erglitzte sie in der Achse des Rohlings; er rief mit vor Wut aufgerissenen Augen, während er den Keel in seinem Karren zu Boden drückte:

„Schwefel! Schwefel! Warum mithandelst Du die armen Tiere?“

Der Rohling rang sich aus seinen Klauen los, säugte ihn mit der Faust ins Gesicht und heulte wie ein Wehseuer:

„Es geht Dich nichts an! Sie sind mein!“

Er war ein harter Kerl, ein roter Kieße mit einer abschrecklich aufgebunsenen Frage. Es schien Van Thuljine, als ob er betrunken sei. Aber Van Thuljine war ebenfalls kräftig, und die Wut, die ihn erfüllte, vergrößernde seine Kräfte. Er packte ihn wieder bei der Achse, rief ihn wieder hinterüber und rief:

„Schwefel! Schwefel! Warum mithandelst Du die armen Tiere?“

Der Kerl biß Van Thuljine in die linke Hand. Er biß hinein, daß das Blut herausströmte und daß Van Thuljine die germalmen Knochen knirschen hörte. Und als er so wieder aus seinen Klauen entzinkt war, rief er ihn hinterüber aus dem Wagen auf die Straße und peitschte sein Pferd noch rasender, um davonzufahren.

Was alsdann geschah, hätte Van Thuljine niemals mehr sagen können. . . .

Er blieb einige Augenblicke wie betäubt quer über der Straße liegen, und als er wieder zu sich gekommen war, sah er das Schwefel aus Reibdräften mit dem spitzen Teil eines Hammers auf sein Pferd los schlagen. Das arme Tier wollte oder konnte nicht mehr weiter. Es rippelte auf dem Blase wie festgebunden, bäumte sich dazwischen wackelnd auf oder sank gelähmt in die Knie, während das mit Schweiß und Schaum vermischt Blut in breiten Strahlen von seinen Schenkeln floß. Und bei jedem Stoß heulte der Hund, der, entsetzlich anzusehen, mit geschmettertem Pfeifer, mit blutiger, beschmutzter, zerfetzter Haut und aus ihren Höhlen gerissenen Augen stehend unter dem Karren lag.

Nicht ist mehr, die Furchbarkeiten und schreckliche Plünder zu schildern, als Unterhaltung zu bieten.

Stelle die vor, wie uns zumute sein muß, wenn wir bei diesem Mondenlichte Schanzarbeit verrichten und plötzlich auf die Zeichen von Franzosen stoßen, die ausgegraben und an einer anderen Stelle begraben werden müssen, weil hier unser Graben durch joll. Oder wir ziehen Drahtberaubte und in ihnen liegen und hängen noch die Opfer der Herbstschüsse, halb verwest, wie verbrauchtes Kriegsmaterial, oft sogar nur Aderperle. Man hatte, von dem Festen gedrängt, weiter zu vernichten, nicht einmal Zeit, Weerdigungsarbeiten zu machen. Denn dieses Gebiet hatte der Franzmann in der Herbstschüsse erobert und wir haben es jetzt zurückgewonnen. Du fühlst, das Frankreich von heute hat trotz seiner glorreichen Vergangenheit von 1793, in der es als Vorkämpfer und Befreier der Menschheit gepriesen werden konnte, seit dem Herbst bis jetzt keine Zeit gefunden, seine Toten zu begraben. Die Kriegereignisse bildeten eben diese Menschlichkeitspflicht: nicht.

Dann wieder kommt ein Angriff und man sieht — wie es vorgefallen der Fall war — die feindliche Artillerie mit furchtbaren Wirkung die eigenen Gräben zerstören, so daß ganze Körper und Aderperle nur so in der Luft herumwirbeln. Dann das Eindringen des Feindes und das Hinanwerfen mit Bajonett, Handgranaten und den gewaltsamsten Kampfmitteln. Endlich ist der Angriff abgeschlagen und bei der Ablösung finden wir auf dem Wege nach dem Unterhand manchen Bekannten und Unbekannten, manchen lieben Kameraden, die im Schilde des Grabens liegen, andere schöner verwundet. Und alles sind Menschen, um alle wird zu Hause gesorgt, geweint und geklagt; und während noch hoffnungsvolle Wünsche daheim gelegt werden, hat vielleicht ein furchtbares Geschick den Lieben drüben schon ereilt. Das ist beim Franzosen wie bei uns, haben und drücken so. Und trotzdem diese grausame, widerwärtige Unvernunft, wo die Erde doch der Menschheit so viel Raum bietet; alle zu ernähren und zu erhalten imstande ist, und dem Menschen und der Menschheit zur Entwicklung und Entfaltung alles bietet und bieten würde, wenn sie verstehen könnte, sich zu vertheidigen. Nach den Furchtbarkeiten dieses Krieges wird es hoffentlich diesen Willen bei allen Völkern geben. Bis dahin heißt es leider noch weiterkämpfen.

Du wirst einsehen, daß, wenn Du mir wieder von den allidylischen Dingen zu Hause schreibst, dies keine Albernheiten, sondern eine Entschuldig und ein Lichtstrahl sind. Ich mache mir dann meine Bilder und Gedanken und erlebe auch hier im Geiste ein Stück euer heimlichen Friedens.

Das Brot und seine Geschichte.

Von Dr. A. Reinhardt (Basel).

Ein verschlungenes Weg tausendjähriger Erfahrungen und Versuche der verschiedensten Art führt vom Genuß der rohen Getreidekörner zum Brot der Gegenwart. In der Regel wurden die nahrhaftesten Samen der wilden Getreiderassen und später mit dem Aufkommen des primitiven Ackerbaus in der jüngeren Steinzeit diejenigen der aus ihrer Zahl zu immer größerer Zahl Getreidearten gezüchteten Spezies gleich nach dem Sammeln, solange sie noch nicht durch Eintrucken hart geworden waren, oder, wenn dies wie bei den Vorräten der Fall war, nach vorhergehendem kurzen Einweichen in Wasser zunächst roh gegeben. Vielfach ließ man die Getreidekörner sogar kochen, wobei man die Beobachtung machte, daß sie dadurch infolge Aufzuges des Stärkemehls in Zucker (durch ein diastatisches Ferment) einen angenehmen süßlichen Geschmack erzielten. Man unterscheidet dann die Reimung gelegentlich dadurch, daß man sie in die heiße Asche des häuslichen Herdes schüttete, und erfuhr dabei, daß durch eine solche Röstung der Geschmack wesentlich verbessert wurde. Solches geröstete Getreide hat sich mit dessen natürlichem Würze, dem Salz, im äusserst konzentrierten Zustand bei manchen Völkern, wie bei den alten Römern, als die älteste Art von Speisepflanze pflanzlicher Natur an die Gottheit bis in die Spätzeit erhalten, und spielt heute noch in gewissen Hochgebirgs- und Gebirgsgegenden der Slawen und anderer Völker eine wichtige Rolle. Noch heute sollen die Albaner geröstetes Gersten- und Weizenmehl genießen.

Mit dem Aufkommen der Töpfer- und der damit zusammenhängenden Kochkunst in der jüngeren Steinzeit kam einmal eine findige Kluge Frau auf den guten Gedanken, das durch Aufbewahren in großen Töpfen oder gestochten Körben hart gewordene Getreide zwischen zwei Steinen zu zerstampfen und später

zu zerreiben und das so gewonnene „Mehl“ (was Gemahlenes bedeutet) mit kaltem Wasser zu einem Brei anzumachen und diesen in einem Kochtopf mit Zugabe von Salz bei fleißigem Umrühren, so daß die Masse nicht anbrennt, zu kochen. Dadurch gelangte man zum Brei, der bald als eine feinere und daher beliebtere Nahrung die gerösteten Getreidekörner ablöste und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Diese Verbindung hat dann eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, indem sie bei allen zum Getreide gelangten Völkern die alltägliche Hauptnahrung wurde. Noch im Mittelalter war dies bei unsern Vorfahren der Fall, die neben Schwarzbrod und Gemüse hauptsächlich von Haberzwei lebten. Dieses „Haberzwei“ spielte noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine große Rolle in der Volksernährung Europas, bevor es als Frühstück vom Milchsaft verdrängt wurde. Wie die alten Schweizer zehren heute noch die Montengener mit umgehangtem Haberzwei in den Bergen. Von jenem uraltan Brauch heißt heute noch der Soldatenkornist vielfach Haberzwei, was die Franzosen als havre-sac in ihren Sprachgebrauch übernahmen. Neben dem Haber haben bei unsern Vorfahren besonders auch Hirse und später Buchweizen, den sie zu Beginn des 15. Jahrhunderts durch Vermittlung der Türken kennenlernten, als Hauptlieferanten der täglichen Nahrung gedient.

Den Übergang von Brei zu Brot bildet der dünne, in der heißen Asche des Herdes oder auf im Herdfeuer heiggemachten Steinen gebackene Fladen, der heute noch in vielen Gegenden jede andere Getreideernährung ersetzt. In anderen, wo er bereits verschwunden ist, läßt er sich noch in Ueberreichten feststellen. Heute ist der Fladen bekannt von Lappland bis nach Spanien und Nordafrika, im ganzen Osten bis nach Japan und China und darüber hinaus in der Neuen Welt in Gestalt der Maisfladen. Ist doch der Mais das Urgetreide der amerikanischen Völker, das erst nach der Entdeckung Amerikas durch die Spanier zu uns nach Europa gelangte. Wo nun der Fladen zur täglichen Nahrung geworden ist, da wird er nebeneinander aus mancherlei Getreidearten und Nährpflanzen hergestellt, nicht nur aus einer Getreideart wie das Brot. Es herrschen vor: Hirse und Buchweizen in einem großen Teile Rußlands, verschiedene Getreidearten in Vorderindien.

Die ungeschälten, von Menschenhand auf der primitiven, aus zwei Steinen bestehenden Handmühle gemahlenen Samen geben eine rauhe, holzstoffreiche, mit dem abgeriebenen Steinrand verunreinigte Speise, die, wie das alte Fladenbrot der vorgeschichtlichen Vorfahren der Schwelzer, zwischen den Zähnen der es Verspeisenden scharf knirscht und die Zähne mit der Zeit harl abkahlst, zugleich aber gesund erhält, da sie sie täglich mehrmals sorgfältig reinigt.

In folgender Weise gelangte die kochende Frau zur Herstellung von Fladen und später Brot. Erfahrungsgemäß wählte sie, daß ein Ueberrest von Mehlbrei sich nicht gut aufbewahren lieh, indem er bald von selbst durch Gärung sauer wurde und so nicht mehr gut schmeckt. Sie suchte deshalb solchen Rest dadurch zu konservieren, daß sie ihn flach über die heiße Herdasche oder daran erhitzte Steine streich und so tat. Dadurch entstand der Fladen, der wie auch die später hergestellten dünnen Laibe aus Getreidemehl „Brot“, das heißt Gebratenes, genannt wurde. Indem so ein Restbrot zur Ernährung des Fladens und später des eigentlichen Brotes führte, wurde dieser stückförmig regelmäßig ausgebackt auch mit dem nicht vor Sonnen werden zu schädlichen Brei. Er schmeckt eben so besser, und so machte der Mensch den Fortschritt vom Brei zum Fladen als tägliche Nahrung. Dabei lernte er aber die lehrreichen Getreidearten vorzugsweise schätzen, indem nur sie richtigen Brotkrumen gaben. Gerste und Haber taugten nicht zur Broderstellung und schieben bald aus. Es folgte der Kampf zwischen Weizen- und Roggenbrot, in welchem schließlich der Weizen als der beste „Brotfrucht“ Sieger blieb. Seiten wir die drohenden „Weißbrot“ den „Weißbrot“ entgegen, so nicht minderen Rechts die Roggen- und Weizenmehle.

Der Fladen war wie das älteste Brot überhaupt selbstverständlich ungeteilt, d. h. zur Konzentration getrockneter Mehlbrei. Erst die Erfindung der Loderung des Teiges führte zum viel schmackhafteren und leichter verdaulichen, gesäuerten Brot. Diese scharfe in Verbindung des Teiges zu, doch kann sie eben so gut ignovino in Vorderasien, wo die Rede kultiviert wurde, gemacht worden sein. Nach den Schriftstellern der alten Griechen und Römer bediente man sich nämlich zuerst dreitägigen Weizenmehls, den man mit Mehl mischte, zum Treiben des Teiges. Die so zur Zeit der Weizenmehls gewonnene Hefekultur wurde das übrige Jahr hindurch in Mehlteig weiter geäußert und immer ein Rest für das nächste Baden auf die Seite gelassen. In den hier trinkenden Ländern nahm man die Hefe daraus, und so nehmen auch wir jetzt sogenannte Viebhefe zum

Wollen wir sehen, ganze Herden eilen auf beiden Seiten des Zuges voran, Weiber schreien laut, Kinder stehen gekümmert auf. Und die Volksgenossen wurden allmählich maddelos; mit den drohend geschwungenen Säbeln mußten sie beständig die Neugierigen vertreiben, durch rauhe Stöße mit der Faust oder mit dem Säbel trafen sie den Gefangenen immer mehr zur Erde an, der, schlingend und kraslos, unter Tränen seltsame Witten äherte, abgedruckene Worte und Sätze, die niemand verstand.

Schon näherten sie sich der Vorstadt. Die letzten Straßen der untergehenden Sonne spiegelten sich wie Feuer in den Panzerhelmen der Häuser, und die hohen Fabrikmauern färbten sich wie mit Blut, während sich aus dem dicker werdenden Rauch das ungeheuer dumpfe Brummen der großen Stadt erhob.

Sie schritten über eine Straße, die unter dem Getrappel der Menge dröhnte. Der Zulauf des grölenden Volkes war so groß geworden, daß man den erschlafften Gefangenen zwischen den beiden Poliziisten nicht mehr gewahren konnte. Man sah in dem aufgewirbelten Staub über dem wogenden Genossmittel der Köpfe nichts weiter als die Spitzen ihrer Helme, die in der abendlichen Sonnenluft von Zeit zu Zeit aufblitzten.

Sie kamen zwischen die ersten Häuser, die da und dort schon für das Fest des nächsten Tages mit Flaggen und Wimpeln geschmückt waren. Auf den Türschwelen standen Frauen mit Kissen, erschrocken Gesichtern, die kleine Kinder auf den Armen trugen. Kleine Buben liefen unter schrillen Rufen, eine Staubwolke aufwirbelnd, dem Zuge voran, und aus der immer mehr aufgeregten Menge, deren gemeinsame Seele endlich unüberwindlich ihr Mitgefühl für den Gefangenen äherte, stieg jetzt ein einziger, ringumwiederholter, immer mehr anschwellender und bald wie Donner über die Köpfe hinwegrollender Schrei auf:

„Er hat recht getan! Laßt ihn los! Laßt ihn los! Laßt ihn los!“

Und plötzlich entsand an der Spitze des Zuges ein schreckliches Rängen. Wutrase erschollen, die Säbel der Poliziisten wurden geschwungen und in Stücke geschlagen, und plötzlich wurde unter ungeheurem Jubel ein Mann, der fürchterlich aussah, ein Mann, dessen Gesicht mit Blut bedeckt war und dessen Kleider in Fetzten hing, der seine gefesselten Hände bittend nach dem Volke ausstreckte, trumpherend auf die Schultern gehoben und fortgetragen: das Volk, das endlich seine Tat verstanden hatte, entriß ihn den Klauen der Poliziisten und proklamirte feierlich seine Freisprechung in einem gewaltigen Ausruf des Bewußtseins.

(Verdacht. Uebersetzung von G. Günner.)

Zeilen des Brotes, das überall in den alten Kulturländern Europas aus Weizen hergestellt wurde. Erst mit dem Aufkommen des sehr viel jüngeren Roggens verwendete man den sogenannten Sauerteig zur Herstellung des kauerlichen Schwarzbrotes. In diesem finden sich außer der Hefe noch Milchsäurebildner und andere Faktoren, wie das neben Kohlenäure auch Wasserstoff bildende Bacterium levans, dann Essigsäurebildner und unedliches Sauerbrot. Durch die von letzteren verarbeiteten Substanzen wird der Kleber des Mehles gelöst und nimmt die Eigenschaft an, sich beim Backen rasch dunkel zu färben, wodurch erst das mit Sauerteig bereitete Brot eine dunklere Farbe als das mit Hefe bereitete erhält.

Den Vahlbauern an den Ufern der Schweizer Seen, wie den Kulturvölkern des Altertums war der Roggen als Brotfrucht unbekannt. Er kam zur frühen Eigenschaft von den Slawen aus der sarmatischen Ebene Sibirians, seiner Heimat, zu den alten Germanen, bei denen er, die ältere Gerste überholend, das Hauptbrotgetreide, das „Korn“ schlechthin, wurde. So lernten die Römer zuerst in Deutschland das von ihnen verarbeitete schwarze Roggenbrot kennen. Erst zur Zeit der Völkerwanderung kam der Roggen durch die Germanen auch nach Südtalien und in die westlichen Mittelmeerländer, wurde hier aber bald durch die nahrhaftere und wohlgeschmackendere Weizenfrucht ersetzt. Auch im alten Niderlande Frankreich fand das Schwarzbrod neben dem älteren Weichbrod seinen weiten, wenigstens in den Städten, wo die anspruchsvollere Bevölkerung lebte. Nur auf dem Lande fand sich Roggen-, Gersten- und Buchweizenbrot. So unterschied sich bis in die neueste Zeit Deutsch und Weich durch sein Brot. Erst mit den napoleonischen Kriegen wurde das bis dahin vorzugsweise Schwarzbrod essende deutsche Volk mit dem feinen französischen Weizenbrot bekannt, indem der französische Soldat überall, wohin er kam, sein Weichbrod mitbrachte. Auf weiten Strecken der von ihm eroberten Länder war es gleichbedeutend mit Wohlstand, den man sich nicht leisten konnte. Besonders wie vor hundert Jahren in Deutschland bringt heute noch der polnische oder russische Bauer Weichbrod vom Markt in der Stadt heim für die Wöchnerin oder das fränke Kind.

Da nun beim Weichbrod das Eisen samt Kleber, den verschiedenen Säuren, Lipoiden und Vitaminen mit der Holzstoffhülle in der Kleie entfernt und dem menschlichen Genuß entzogen wird, ist in neuerer Zeit von den Volkswirtschaftlern mit Recht gefordert worden, daß bei der Zubereitung des Brotes als Vollnahrung das ganze Korn Verwendung finden müsse und nicht nur das wertigeren Nahrung, während das allernährstoffreichste und weitaus wichtigste in der Kleie dem Verbrauch durch den Menschen entzogen werde und höchstens als Viehfutter Verwendung finde. So kann man dazu ein Vollkornbrot herzustellen, das alle nahrhaften und wertvollen Bestandteile des Kornes gleichmäßig enthält. Zu diesem Zwecke wird das Korn zuerst gewaschen und dann erst gemahlen. So entsteht ein Brot, das in jeder Beziehung viel gesünder als das feine Weichbrod ist, weil es alle nahrhaften Bestandteile des Kornes enthält.

Nun ging man einen Schritt weiter und schaltete auch das Mehl als überflüssig und das Brot unnützig vertueernd aus und kam dazu, das gewaschene Korn einige Zeit angefeuchtet liegen zu lassen, wobei es zu keimen beginnt und ein Teil der Stärke in Dextrin und andere Vorstufen von Zucker umgewandelt wird. Dann wird das angekeimte Korn (zwei Viertel Roggen und ein Viertel Weizen) zwischen Stahlwalzen zerquetscht, mit Hefe getrieben und zu Brot verarbeitet.

Solches Brot ist als das Brot der Zukunft anzusehen. Wer einmal davon gegessen hat, wird nicht mehr anderes Brot essen wollen; denn es ist äußerst schmackhaft und hält sich 14 Tage frisch im Gegensatz zu Weichbrod, das äußerst rasch schert wird. Es nährt nicht nur besser, sondern es sättigt auch weitaus mehr als das Weichbrot.

Das ist heute in allen Kulturländern, besonders in Frankreich verbreitete Verfahren, das Mehl beim Backen überlitteren zu benutzen, ist ein offenkundiger Unsin, den man nicht schroff genug entgegennehmen kann. Erreicht es doch heute 50 Prozent des Weizens, d. h. mit anderen Worten, daß nur noch die Hälfte, nämlich der ausschließliche aus Stärke und bescheidene Kern des Kornes zur menschlichen Nahrung verwendet wird, während man noch vor zwei Jahrhunderten mindestens 85 Prozent auch bei Heilmehl verwendete. Erst der gegenwärtige Weltkrieg veranlaßte die Völkervereinigung, sich um die zweckmäßige Verwendung des Kornes bei der Zivilbevölkerung zu kümmern. Nur England und Frankreich liegen es beim alten, Italien fürcht Brot vor aus Wehl 80er Ausbeute, die Schweiz solches oder Ausbeute. Deutschland und Oesterreich nügen das Korn noch weiter aus und beschränken sich nicht auf den Weizen, sondern nehmen mit Recht auch den Roggen ausgiebig in Verwendung, wobei ein möglichst geringer Meleabzug vorgenommen wird. Dabei wird im K-Brot bis zu 10 Prozent Karloffelmehl verwendet, was eine sehr zweckmäßige Keimung ist, da es das Brot feuchter und länger frisch aufbewahrbar macht. Was nun die Not des Krieges gegeltigt hat, sollte nicht in der Zeit des nachfolgenden Friedens verloren gehen, sondern die Bevölkerung sollte unbedingt auf der geübten Ausnutzung des Kornes beharren und sich immer mehr zum ausschließlichen Genuß von Vollbrot bekehren, das alle Bestandteile des Kornes — und zwar am besten drei Viertel Roggen und ein Viertel Weizen — gleichmäßig vermischt, selbst den Holzstoff der Kleie, der das beste ernährungsfördernde Mittel darstellt und einzig den Wert des Graubrottes ausmacht.

Endlich sollte aus Zweckmäßigkeit auch das Treiben statt durch Hefe durch chemische Treibmittel ersetzt werden, da die Hefeplize 1,5-2 Prozent des Mehles verzehren. Dies macht auf die 100 Millionen Doppelgüterer Brotmehl, die Deutschland jährlich zu Brot verbackt, einen Ausfall bis zu 2 Millionen Doppelgütern, die zur Hefeplize zum Fraße überlassen, statt sie selbst zu essen. Dazu nimmt man am besten 0,1 Gramm Weinsäure und 10,3 Gramm doppeltkohlensaures Natron per Kilogramm Mehl oder Korn.

Friede!

Ich möchte eine Glocke sein mit großem Ton und lautem Schlag und in das schwarze Land hinein verkünden einen neuen Tag.

Aus dem der Menschheit Friede quillt, den keiner zitternd flucht und flieht, und betend auf dem Eisenschild der allerletzte Kriegsmann kniet.

O, daß er kommen wird und muß — ich sehe, wie es sich schon heilt. So wird ein ungeheurer Fluß der Liebe strömen durch die Welt.

O, daß ich dann ein Schiffmann wär, dem Sehnsucht keine Segel zwingt, ich würde fahren hin und her, bis mich der große Strom verschlingt.

Wilsons Vergold.

Preiswerte Weihnachts-Geschenke

Größte Auswahl - auch ohne Bezugschein

Plüsch-Mäntel
Samt-Mäntel
Pelzbesetzte Mäntel
Pelzgefütterte Mäntel

Echt Skunkskragen 102⁰⁰ bis 760⁰⁰
Echt Skunksmuffen 165⁰⁰ bis 750⁰⁰
Sealbisam-Mäntel 780⁰⁰ bis 2500⁰⁰

Jackenkleider · Kleider
Samt u. Seiden-Blusen
Morgentröcke · Unterröcke
Kinder-Bekleidung

Sonntag, d. 17. v. 12-8 Uhr geöffnet

Besonders preiswert: Mäntel Parstener Klause... 275⁰⁰

Sonntag, d. 24. von 12-4 Uhr geöffnet

Berlin, S.
Oranienstr.
105.



Maassen

Am
b.H.

Berlin, W.
Leipzigerstr.
42.

Jedes Wort 10 Pfennig.

Das fettgedruckte Wort 20 Pf. (zulässig 2 fettgedr. Worte). Stellen-
gesuche und Schiffsstellen-Anzeigen 5 Pf.; das erste Wort (fett-
gedruckt) 10 Pf. Worte mit mehr als 15 Buchstaben zählen doppelt.

KLEINE ANZEIGEN

Anzeigen

Für die nächste Nummer werden in den Annahmestellen für
Berlin bis 1 Uhr, für die Vororte bis 12 Uhr und in der Haupt-
Expedition, Lindenstrasse 3, bis 5 Uhr abends angenommen.

Verkäufe

Leibhaus Moritzplatz 58a ver-
kauft Samstags, Sonntags, Donner-
stags, Rosa, Blau- und Weißfische,
Walgarnituren, Hosenknöpfe, Plüsch- und
Wirkmännchen, Kostüme, Mäntel,
Infolge des Krieges Stall 40-250 jetzt
20-125 Karf. Gelegenheitskäufe von
Kavalieren im Verfall gewesene
Sattel-, Rod-Anzüge, Mäntel, teils
auf Seide, Serie I 30-35, Serie II
35-45 M. Extra-Angebot in Lombard
gewesener Teppiche, Gardinen, Porzellan,
Betteln, Uhren, Brillanten,
enorm billig. Leibhaus Moritzplatz 58a.

Teppiche! Ausnahmepreise!
Große Rollen mit feinen Mustern,
jeht 8,50, 11,50 bis 72,-. Teppich-
leger, Käuferstoffe allerbillig. Wolffs
Teppichhaus, Dresdenstrasse 7, Sonntag
bis 8 Uhr geöffnet.

Staubsaugmaschinen! Kleinstmöglich
neuer Saugsaugmaschine, spottbillig!
Saugsaugmaschine! Staubsaugmaschine!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Saugsaugmaschine! Staubsaugmaschine!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Saugsaugmaschine! Staubsaugmaschine!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Saugsaugmaschine! Staubsaugmaschine!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Saugsaugmaschine! Staubsaugmaschine!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Leibhaus Oranienstr. 44
Brotbacken! Sekt! Wein! Wein!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Leibhaus! Oranienstr. 44

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!
Kaufmann! Verkäufer! Verkäufer!
Wollkäse! Wollkäse! Wollkäse!

Vermietungen

Zimmer

Freundlich möbliertes Zimmer
für zwei Herren. Bad, Kälber-
straße 16, IV. 16305

Arbeitsmarkt

Stellengesuche

Klavierstimmer. Zahl erblindeter
Genosse empfiehlt sich als Klavier-
stimmer. Dörfelstr. 22, N. 10.

Stellenangebote

Schloßer auf Militärarbeit ver-
langt. Ed. Ruls, Tempelhof. 932

Kohlen-Arbeiter und Arbeiterinnen
für Akkordarbeiten in Dauerstellung
gesucht. Hoher Lagerbierweg, Berge
u. Ruls G. m. B. D., Berlin SW,
Schönebergerstr. 22. 255/164

Kohlenträger suchen zu höchsten
Löhnen in Dauerstellung. Berge u.
Ruls G. m. B. D., Berlin SW,
Schönebergerstr. 22. 255/164

Zeitungsausträgerin sofort ver-
langt. "Vorwärts"-Expedition, Neu-
südln, Siegfriedstr. 28/29.

Zeitungsausträgerin sofort ver-
langt. "Vorwärts"-Expedition, Span-
dau, Breitestr. 61.

Tüchtige

Feuerschmiede

für sofort gesucht.
**Sächsische Waggon-
fabrik Werdau i. S.**

Bauschlosser auf Militärarbeit bei
hohem Lohn verlangt.
Lubitsz, Neue Königsstr. 72.
(Alexanderplatz)

Schmiede

(Hauptstadt) **Schirrmeister, Stock-
gesellen, arbeitserprobungs-
fähige, auf Heeresarbeiten, ver-
langt bei hohem Lohn.**

Alex Herman,
Pank-Strasse 29.

Schmiede

(Hauptstadt) **Schirrmeister, Stock-
gesellen, arbeitserprobungs-
fähige, auf Heeresarbeiten, ver-
langt bei hohem Lohn.**

Alex Herman,
Kaiser-Wilhelm-Strasse 10/11.

Rabitzputzer

suchen **Carow & Co., Rostock.**

Korbmadler, grüne Seiden, 60-80
Verdienst, auch In-
validen, sofort **Baier, Nordstr. 9.**

Schriftsetzer verlangt
Stempelwerk, Blumenstr. 93.

Maurer
geht
Rauchstr. 16, Neubau.

Werkzeugschlosser,

geübt auf Schnitte und Stangen,
bei hohem Lohn verlangt
**Knopfabrik Hübner,
Marktstr. 5.**